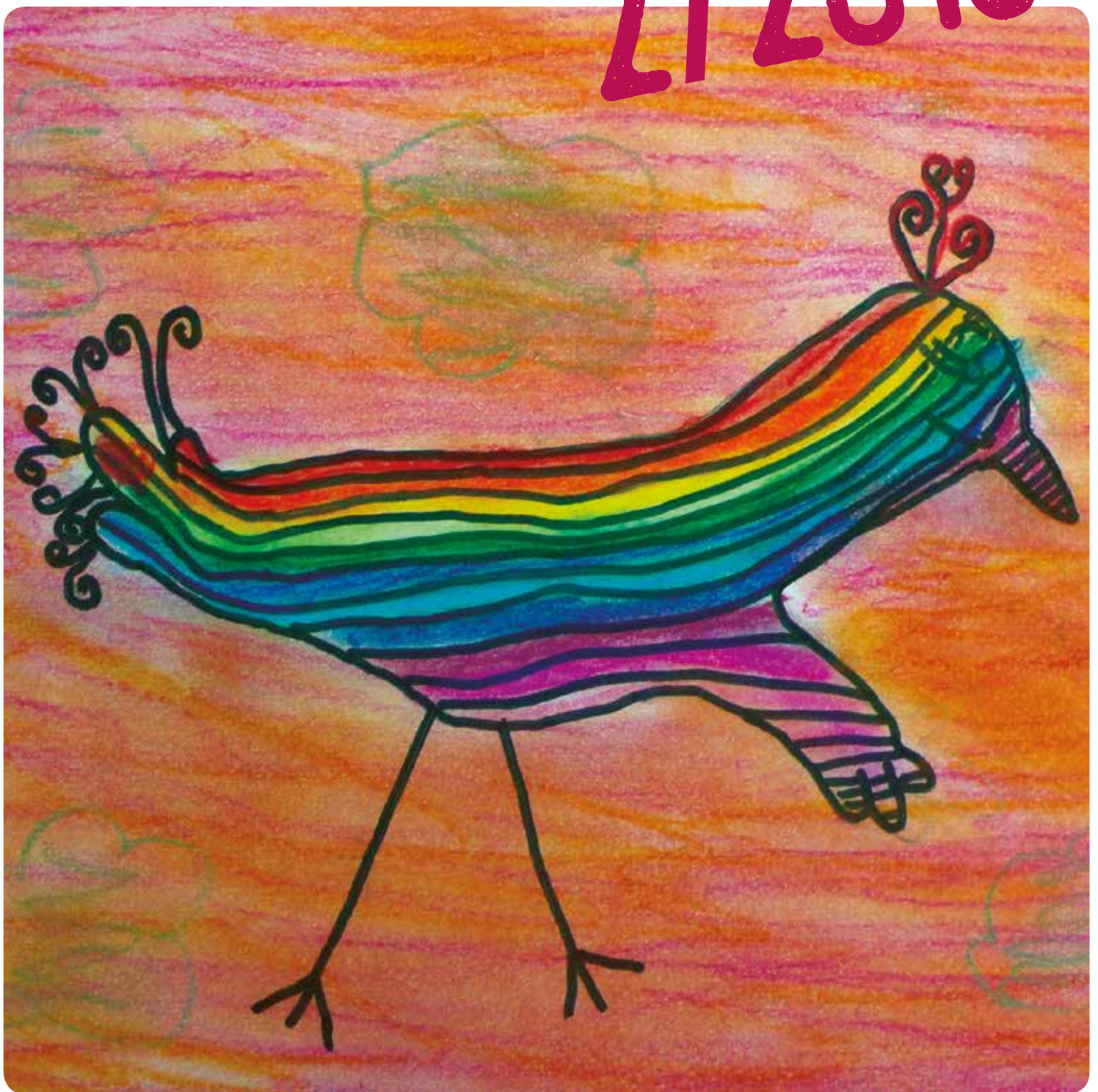


# NORMALITÄT IN PFLEGEFAMILIEN

*Normalität und Zufriedenheit im Leben von Pflegekindern /  
Edith Sandner-Koller: 40 Jahre Grazer Pflegekinderwesen /  
Maiwirbel / Bücherecke ...*

# ELTERN HEFT 2/2019



# ELTERN HEFT 2/2019

<i>Vorwort</i>	Seite 3
<i>Daniela Reimer: Wie normal ist es verschieden zu sein?</i>	Seite 4
<i>Treffpunkt Pflegeplatz: Gelungener Alltag</i>	Seite 10
<i>Edith Sandner-Koller: 40 Jahre im Grazer Pflegekinderwesen</i>	Seite 14
<i>Kernsätze des Grazer Pflegekinderdienstes</i>	Seite 17
<i>Rückblick Maiwirbel / Forschung am Donnerstag</i>	Seite 19
<i>Bücherecke</i>	Seite 20
<i>Neue MitarbeiterInnen</i>	Seite 22
<i>Gisela Fedl: Kinder machen Leute</i>	Seite 23
<i>Termine</i>	Seite 24

## IMPRESSUM

Medieninhaber (Verleger) und Herausgeber:  
Kinder- und Jugendförderung  
Pflegeelternverein Steiermark  
Hilmteichstraße 110, 8010 Graz, Telefon: (0316) 822 433, [www.pflegefamilie.at](http://www.pflegefamilie.at)

In Anlehnung an den Vereinszweck besteht die grundlegende Ausrichtung des Elternheftes in der Information und Fortbildung von Pflegeeltern in psychologischen, pädagogischen und rechtlichen Belangen, sowie in der Vorstellung der Schulungs- und Beratungsangebote des Pflegeelternvereins Steiermark. Dadurch soll der Wissenstand und das Verständnis für soziale Elternschaft, für das Pflegekind, seine Familie und für die Situation der Pflegeeltern gefördert werden.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Friedrich Ebensperger  
Redaktion: Mag. Jutta Eigner  
Grafik und Layout: Anita Schöberl, Sabine Pichler  
Bilder: a:pfl, pixabay  
Hersteller: Druckerei Petric



Liebe Pflegeeltern,  
liebe LeserInnen,

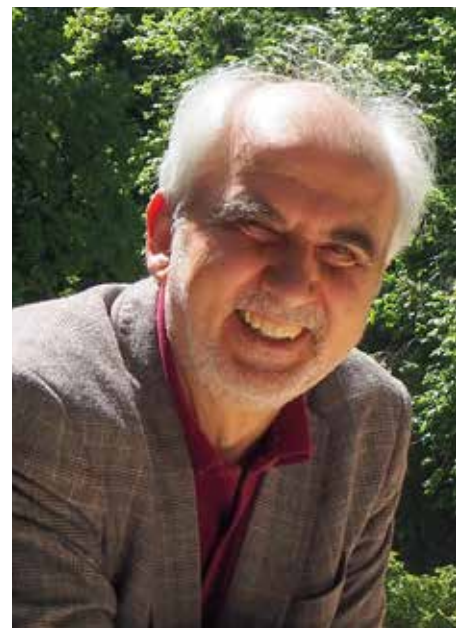
wie angekündigt finden Sie in diesem Elternheft einen Beitrag von Prof. Reimer zum Thema „Normalität in Pflegefamilien“. Wir wollen dazu einladen, alles was „normal und selbstverständlich“ erscheint, nicht immer als naturgegeben und unumstößlich zu betrachten. Vielmehr ist das, was wir als normal empfinden, das Ergebnis eines Prozesses, den unsere soziale Umgebung und wir selbst aktiv mitgestalten. Gerade Pflegefamilien, die vielfältige Beziehungsrealitäten und unterschiedlichste menschliche Gegebenheiten „auf die Reihe kriegen“ müssen, sind hier besonders gefordert.

Wie unterschiedlich die Vorstellungen darüber sind, was eine „richtige“ Familie ist oder wann von einer Eltern-Kind Beziehung gesprochen werden kann, sehen wir an der Diskussion um das Kinderbetreuungsgeld, das den Krisenfamilien von der letzten Regierung gestrichen wurde. Entscheidend dafür war das Argument, dass von einer Familie erst ab einer Betreuungsdauer von mehr als 90 Tagen gesprochen werden kann. Und da das Kinderbetreuungs-

geld an den Familienbegriff gebunden ist, gäbe es keine Grundlage für die Gewährung des Kinderbetreuungsgeldes. Nicht nur wir haben uns gegen diese Ungerechtigkeit gewehrt, die aus Sicht des Kindeswohles aber auch volkswirtschaftlich unvernünftig ist. Erfreulicherweise kommt in der jetzigen Übergangsregierung wieder Bewegung in das Thema. Jedenfalls haben wir aus den Medien erfahren, dass die Regelung noch einmal überdacht und wenn möglich korrigiert werden soll.

Eine besondere und weitreichende Neugierigkeit darf ich hier auch ankündigen. Gerüchteweise haben Sie es vielleicht schon gehört: die a:pfl alternative:pflgefamilie gmbh ist eine Verbindung mit der Gesellschaft steirischer Kinderdörfer GmbH eingegangen. Damit erweitern wir unser Angebot der familiären Unterbringungsformen in Richtung „erziehergeleiteter“ Möglichkeiten. Im nächsten Elternheft haben wir eine ausführliche Darstellung der neuen Gesellschaft und der damit verbundenen Vorhaben vorgesehen.

Für heute darf ich Ihnen einmal den neuen Firmennamen vorstellen, der sich aus dem italienischen Wort für „Anver-



trauung“ (jemanden etwas anvertrauen oder sich etwas vertraut machen) abgeleitet. Also: ab Herbst werden wir unter dem Namen **„affido gmbh – pflegefamilien | familienarbeit | kinderdörfer“** in „neuem Kleid“ auftreten.

Mit besten Wünschen Ihr

*liber*

# WIE NORMAL IST ES VERSCHIEDEN ZU SEIN?

Daniela Reimer über Normalität und Zufriedenheit im Leben von Pflegekindern  
nach einem Vortrag bei der Tagung „Pflegekindzufriedenheit“ in Graz, Oktober 2018

## *Was bedeutet ‚normal‘ im Kontext der (Pflege-)Familie? Wie stellen Pflegekinder für sich Normalität her?*

An den Anfang meines Vortrages stelle ich die Frage: „Was sind normale Menschen?“ Wir alle haben Vorstellungen von „Normalität“, die aber meist wenig greifbar sind.

Sind es diejenigen, die einen „ordentlichen Beruf“ haben? Sind es Menschen, die ihr Leben und ihren Alltag im Griff haben? Sind es diejenigen, die ihre Kinder zum passendsten Zeitpunkt kriegen und den Familienalltag gut regeln können? Haben „normale Menschen“ ein durchschnittliches Äußeres? Sind die „Normalen“ diejenigen, die sich ausreichend geschlechtsspezifisch verhalten, aber am besten nicht zu stereotyp? Oder ist es normal, dass man sich situationsangemessen zu verhalten weiß? Sind normale Menschen vielleicht letztendlich auch ein wenig langweilig? Wie sieht es nun in Pflegefamilien aus? Sind Pflegekinder „normale Kinder“?

Ich habe viele Interviews mit jungen Erwachsenen geführt, die in Pflegefamilien groß geworden sind. Die Meisten berichteten ausführlich aus ihrem Leben und tauchten tief und mit allen Emotionen in ihre Geschichte ein. Daraus entstanden spannende Erzählungen. Eine junge Frau sagte zum Thema „Normalität“ Folgendes:

Ich hab manchmal so den Eindruck gehabt, dass viele Menschen unheimlich überrascht sind, wenn ich sage, ich bin Pflegekind, ich glaube, die stellen sich unter Pflegekindern was ganz anderes vor, also ich hatte immer so den Ein-

druck, man muss entweder wirklich behindert sein, geistig behindert oder sechs Ohren haben, also man muss irgendwie ganz anders sein [...] also es gibt `ne Menge Vorurteile, wie ich finde, die einem dann auch entgegengebracht werden. Es haben ja auch wirklich sehr viele gesagt und, da war ich auch sehr überrascht, (verstellte Stimme) „ja, Mensch, und dann ist aus dir das geworden, was du jetzt bist, das hätte ich aber auch nicht gedacht, du müsstest eigentlich ja ganz anders dastehen“, also ich hab immer so den Eindruck, dass viele glauben, ja wie soll ich das nur beschreiben, also man darf keinen Schulabschluss haben, man darf keine Ausbildung haben, man müsste schon sechs mal verheiratet gewesen sein, acht Kinder haben von acht unterschiedlichen Männern, also en stückweit sozial schwach hat man gefälligst zu sein (Iris, 32 Jahre).

Sie beschreibt, was Pflegekinder immer wieder erleben: dass unsere Gesellschaft eine Vorstellung davon hat, wie Pflegekinder sind und dass sie für die meisten Menschen in die Kategorie „nicht ganz normal“ fallen. In diesem Zusammenhang habe ich zwei Thesen aufgestellt.

### *1. Alle Menschen müssen Normalität für sich konstruieren und aufrechterhalten (ausbalancieren)*

Normalität scheint sehr präsent zu sein.

Der deutsche Literaturwissenschaftler Jürgen Link setzte sich damit intensiv auseinander. Ihm zufolge existiert das Wort in der deutschen Sprache erst, seitdem es die Möglichkeit gibt, Statistiken zu erheben. Link geht davon aus, dass Menschen davor keine Idee hatten, dass es „Normalität“ überhaupt gibt. Sie alle kennen die Gaußsche Kurve (Karl Friedrich Gauß, 1777-1855), mit der z.B. Kinderärzte bei den Entwicklungskontrollen arbeiten. Es wird ein kleines Kreuzchen gemacht und man sieht: ist das Kind normal entwickelt, hat es eine durchschnittliche Größe, ein durchschnittliches Gewicht etc. Bei Abweichungen muss überwacht und letztlich eingegriffen werden.

Ich gehe davon aus, dass unsere Vorstellungen immer wieder auf diese Gaußkurven zurückgreifen. In der Mitte gibt es „Normalität“, die man statistisch messen kann. Hier befinden sich die meisten Menschen. Außerdem gibt es einen Grenzbereich und ein Außerhalb des Grenzbereiches. Was wir unter „normal“ verstehen, wird in einer Gesellschaft immer wieder neu ausgehandelt. Dabei sind auch die Grenzen interessant, weil sie spannend sind, während die Mitte am meisten Sicherheit bietet. So erschaffen wir in einem recht kreativen Prozess, was uns zum einen „individuell“ macht und zum anderen doch so „normal“, dass wir in diese Gesellschaft passen. Haben wir die jeweils passende Balance zwischen Individualität und Normalität gefunden, bedeutet das auch Zufriedenheit.

## 2. Pflegekinder müssen Normalität unter erschwerten Bedingungen konstruieren und balancieren

Hier finden Sie eine unvollständige Aufzählung der Punkte, die für Pflegekinder erschwerte Bedingungen darstellen.

### Nicht mit der Herkunftsfamilie leben/ aufwachsen

In unseren Gesellschaften ist es normal, dass man mit mindestens einem leiblichen Elternteil – idealerweise der Mutter – zusammenlebt. Auch haben wir eine bestimmte Vorstellung, was eine „gute Mutter“ ist. Meistens sind diese Vorstellungen sehr idealisiert. Wenn die eigene Mutter ausfällt, ist das jedoch immer ein Punkt, mit dem man sich intensiv auseinandersetzt: „Was für eine Mutter habe ich?“ oder „Wenn ich so eine Mutter habe, kann ich dann selbst überhaupt eine gute Mutter sein oder ist es besser, wenn ich keine Kinder kriege?“. Das wurde in meinen Interviews sehr deutlich.

### Besondere Erfahrungen

Je nachdem, wann Pflegekinder in eine Pflegefamilie gekommen sind, haben sie

unterschiedliche, aber immer in irgendeiner Form besondere Erfahrungen gemacht. Oft sind das keine schönen Erfahrungen (Abbrüche, Vernachlässigung, Misshandlung, oder dass sie für jüngere Geschwister sorgen mussten, obwohl sie selbst noch kleine Kinder waren). All diese Erfahrungen müssen irgendwie eingeordnet werden und trotz des Gefühls „Ich bin da anders als andere“ besteht die Herausforderung, eine Normalität finden.

### Pflegekindstatus

Beim „Pflegekindstatus“ geht es darum, z.B. in der Schule zuzugeben, dass man ein Pflegekind ist. Dazu zu stehen, erfordert sehr viel Mut. Man muss sich überlegen, wie man das sagt und erklärt, dass man trotzdem „relativ normal“ ist. Ich erinnere mich an eine junge Frau, die – auf ihre Familie angesprochen – immer ergänzte, dass ihre Pflegefamilie ganz toll sei und dass sie trotzdem eine „richtige Familie“ seien, auch wenn da eben Pflegekinder leben...

### ... in der Pflegefamilie ... im Umfeld und im gesellschaftlichen Kontext

Kinder in Pflegefamilien haben das Gefühl „anders“ (als die leiblichen Kinder) zu sein. Sie beobachten genau, ob sie gleichbehandelt werden, die gleichen Rechte haben oder die gleichen Geschenke bekommen (nicht nur von den

Pflegeeltern, sondern auch von sämtlichen Verwandten und Bekannten). Im Umfeld und im gesellschaftlichen Kontext stellen sich weitere Fragen: Was bedeutet es, wenn ich in meiner Bewerbung einen anderen Namen führe als meine (Pflege-) Eltern? Werde ich dann gefragt, ob ich ein Pflegekind bin? Und haben die Menschen dann Vorurteile?

### Zuschreibungen aufgrund Pflegekind-Status und Vorerfahrungen

Es gibt auch Zuschreibungen aufgrund des Pflegekind-Status. Iris sagte weiter vorne, sie hätte eigentlich „gefälligst sozial schwach zu sein“. Andere Zuschreibungen sind z.B. dass man bei Pflegekindern immer genau schauen muss, ob man sie nicht doch in eine Therapie schicken muss, ob sie nicht doch ein bisschen mehr Hilfe brauchen als andere oder dass es mit der Schule mit Sicherheit schwierig wird.

### Größere Wahrscheinlichkeit von medizinischen / psychiatrischen Diagnosen

Bei Pflegekindern gibt es generell – das ist auch statistisch nachgewiesen – größere Wahrscheinlichkeiten von medizinischen und psychiatrischen Diagnosen. Jeder Mensch, der je eine solche Diagnose bekommen hat weiß, dass das natürlich auch eine Herausforderung für die eigene Normalität ist.



## Wie Pflegekinder für sich Normalität herstellen

Wie Pflegekinder für sich Normalität herstellen, möchte ich Ihnen nun anhand von zwei Beispielen erläutern. Lena und Marcel machen das auf sehr unterschiedliche Weise. Lena war bei unserem Gespräch 19 Jahre alt, hatte ihr Abitur gemacht und lebte noch bei ihren Pflegeeltern, wo sie ganz selbstverständlich bleiben konnte. Sie war mit neun Monaten in die Pflegefamilie gekommen und empfand das als „schicksalhafte Fügung“. Schon als Kind wollte sie jeglichen Kontakt mit ihrer leiblichen Familie vermeiden und als junge Erwachsene hatte sie kaum Kontakt. Sie ordnet sich heute vollständig der Pflegefamilie zu: das ist ihre Familie, die leibliche Familie hat diesen Status nicht.

Marcel kam mit vier Jahren in eine Pflegefamilie. Er hatte sich etwas gebrochen und im Krankenhaus wurde deutlich, dass der Bruch nicht das einzige Problem war. Im Anschluss an den Krankenhausaufenthalt wurde er direkt in eine Pflegefamilie gebracht. Seiner Erzählung nach wollte er nie in dieser Familie sein und suchte auch in Zeiten, in denen es ihm verboten war, immer Kontakt zur leiblichen Familie. Im Jugendalter setzte er sich intensiv mit seiner Pflegefamilie auseinander, stritt unglaublich viel mit ihnen, warf ihnen auch die schlimmsten Sachen an den Kopf und distanzierte sich durch die vielen Konflikte sehr. Als junger Erwachsener ordnet er sich komplett seiner leiblichen Familie zu. Er sagt: „Ich habe da nicht gewohnt, seit ich vier war, aber wir sind eine normale Familie mit allen Höhen und Tiefen.“ Zur Pflegefamilie hat er auf niedrigem Niveau trotzdem noch Kontakt.

Ich möchte nun anhand der Lebensgeschichte von Marcel und Lena zeigen, was für sie alles unterschiedlich war und beginne mit den „Erfahrungen mit dem Unkonventionellen vor der Fremd-

unterbringung“. Was war „anders“ in der Herkunftsfamilie als in der Pflegefamilie oder als es sonst unserem Normalbild einer „guten Familie“ entspricht?

Marcel erzählt dazu: „Ich weiß, dass ich mit zweieinhalb im Krankenhaus lag, weil mein Vater meine Mudder eine klatschen wollte und mich getroffen hat und ich etwas auf den Kopf gefallen bin, das weiß ich. Aber so viel weiß ich davon nicht mehr, das sind halt so Kleinigkeiten, die halt ned vergesse, weil wenn man so nen besoffenen Vater vor sich hat, das prägt halt schon mal (4 sec). Aber so wirklich was soll ich da erzählen, ja gut ich weiß, dass die Wohnung immer zu klein für den war, weil er so besoffen war, dass er von der einen Wand zur anderen gefallen ist und dass er meiner Mama im fünften Stock gesagt hat, weil die rauchen beide und er hat sie eingeschlossen, hat alle Fenster zugemacht und sie hat geraucht und logischerweise wenn die da in der Wohnung raucht, stinkt die Hütte irgendwann nach Qualm, dann muss ich lüften joa. Und dann hat sie vergessen das Fenster wieder zuzumachen und hatte das gekippt und dann hat er die verdroschen, weil er meinte, im fünften Stock wäre einer die die Regenrinne hoch gegangen und sie hätte ein Verhältnis mit irgendeinem anderen Mann. Also das sind halt so Sachen, die ich vom Hörensagen kenne und auch teilweise noch miterlebt hab. Aber so von meinem Vadder weiß ich nix, der war ja direkt im Knast.“

Marcel hat viele Erfahrungen damit, dass es in seiner Familie alles andere als ideal zugegangen ist. Ähnlich geht es vielen anderen Pflegekindern. Sie haben Erfahrungen gemacht, die sie für sich einordnen müssen: Wer bin ich eigentlich als Mensch vor dem Hintergrund solcher und ähnlicher Erfahrungen? Lena löst die Frage „Was war vor der Pflegefamilie?“ ganz anders. Sie sagt, sie wisse eigentlich gar nicht, was da los war. Ihr Vater sei wegen einer chronischen Krankheit im Rollstuhl gewesen und ihre Mutter war irgendwie über-

fordert. „So wirklich schlimm“ könne es aber nicht gewesen sein, weil beide Schwestern in dieser Familie komplett aufwachsen konnten.

## Was stellt die Fremdunterbringung vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen dar? Einen unverständlichen Eingriff oder eine schicksalhafte Fügung?

Auch in dieser Frage unterscheiden sich die beiden Interviewten prinzipiell. Lena sagt: „Ich habe nur darauf gewartet, bei der Pflegefamilie abgegeben zu werden.“ Sie erzählt, dass sie mit neun Monaten als Schreikind in die Pflegefamilie gekommen war und ihre Pflegemutter (die während des Interviews dazugekommen war) ergänzt, dass sie ihr dann Milch gegeben habe worauf Lena zwölf Stunden am Stück geschlafen habe, aufgewacht sei und ein anderes Kind gewesen wäre. Nach zwei Monaten habe das Kind völlig anders ausgesehen, habe keine Probleme mehr gehabt und sich ganz normal entwickelt. Die beiden - Pflegemutter und Lena - erzählten gemeinsam eine Geschichte davon, dass es wohl immer so gedacht war, dass Lena in diese Familie kommt und dass sie eigentlich in diese Familie gehört.

Marcel hat viel mehr Erinnerungen und berichtet: „Ich habe in den ersten Jahren gar nicht verstanden, was da los war und wo ich war und hab immer nur darauf gewartet, dass meine Mutter mich wieder abholt.“ Er erzählt, dass er mit vier Jahren in die Familie kam und bis zu seinem sechsten Lebensjahr - die ganze Kindergartenzeit - immer wenn es an der Haustüre klingelte, erwartete, dass seine Mama ihn abholt. Man kann sich vorstellen, was das für ein Kind in diesem Alter bedeutet, wenn es sich gar nicht auf die Pflegefamilie einlas-

sen kann. Was in beiden Fällen jedoch deutlich wird ist die Tatsache, dass es eine Form der Deutung braucht, wenn man nicht bei den leiblichen Eltern aufwächst und dass die beiden Interviewten diese Deutung auf sehr unterschiedliche Weise vornehmen.

## *Warum machen die Pflegeeltern das?*

Marcel geht davon aus, dass die Unterbringung die Pflegefamilie ihn aus finanziellen Gründen aufgenommen hat. Er hatte dabei einen viel höheren Betrag für das Pflegegeld im Kopf, als in Deutschland realistisch ist. Das war auch eines seiner Hauptkonfliktthemen im Jugendalter, dass er den Pflegeeltern permanent vorgeworfen hat, sie hätten ihn nur wegen des Geldes aufgenommen. In der Familie lebten auch Adoptivkinder, während Marcel nicht adoptiert worden war. Er sagt: „Wenn ich nicht adoptiert worden bin und die dafür das Pflegegeld mitgenommen haben, dann ist doch klar, dass ich nur da sein sollte, weil die dafür Geld gekriegt haben.“

Lena hat eine völlig andere Deutung. Sie geht davon aus, dass ihre Pflegemutter einfach ein unglaublich guter Mensch mit einem sehr großen Herzen ist, die schon immer für Kinder sorgen wollte und dass es für die Mutter das Wichtigste sei, dass es den Kindern in der Familie gut geht.

## *Informationsmanagement und offener Umgang mit dem Unkonventionellen vs. Kaschieren*

Hier geht es um die Frage: Wie gehe ich damit um, wenn ich gefragt werde, in welcher Familie ich lebe? Erzähle ich, dass ich Pflegekind bin? Für Marcel war zu jeder Zeit klar, dass er eine andere Familie hat. Er fand es auch unmöglich, dass seine Pflegeeltern zeitweilig in der Schule für ihn den Namen der

Pflegefamilie nutzten. Später kehrte er zu „seinem Namen“ (dem Familiennamen der Herkunftsfamilie) zurück und musste vielen Menschen erklären, dass das eigentlich sein „richtiger Name“ ist. Für Marcel war ein ganz offener Umgang klar.

Lena berichtete stattdessen: „Da hab ich auch immer stark in der Grundschule drauf geachtet, dass das nicht, also hab ich auch nie was von erzählt, dass ich ein Pflegekind bin oder so, weil ich sah das gar nicht als notwendig an oder ich wollte auch nicht, dass jemand dann denkt, wir sind keine richtige Familie. Da hatte ich immer Angst vor, dass dann jemand denkt „Ja, aber das ist ja nicht deine Mama!“ und so. Aber natürlich ist das meine Mama und meine Geschwister und mein Papa. Es war halt dann nur immer ein bißchen schwierig, weil ich das Thema halt vermeiden wollte in der Schule, wars natürlich immer komisch, wenn auf einmal, wenn wir neue Bereitschaftskinder hatten und meine Mutter holt mich von der Schule ab oder so (..) „Häh, ich dachte, du hast drei Geschwister?“ und auf einmal steht da noch eins bei oder so. Und ich hab dann immer so „Ja, ach da haste dich verhört“ oder so weil kann da natürlich jedem sagen wollte ja, „Hör mal, hm, der ist nur zur Besuch“ oder so (..) sondern Ja, das war dann immer, dachte ich so „Oah toll, wie mach ich das denn jetzt wieder“. Oder dann das eine weg und dann hmmm. [...] Den einen ham wir auch seit dem er ganz klein ist unter anderem und dann „Oh, ich wusste gar nicht, dass deine Mutter schwanger ist (..)“ „Ja-a, lange nicht gesehen“ nee, und „Ja hab ich dir erzählt, ja hm“ (lacht) [...] also ich seh auch gar keinen Grund dazu, dass ich dann irgendwie sagen müsste „Hör mal, ja ich hab Geschwister, aber sind meine Pflegegeschwister“ Muss nicht sein, nee? Warum denn auch? [...] ich halt immer dann die Vermutung hatte oder vielleicht auch ein bisschen Angst hatte, dass die irgendwie sagen „Ja, das ist doch gar nicht richtig bei euch“,

sondern weil ich denen halt zeigen wollte, dass das ne richtige Familie sind, was wir, dass das so alles so toll ist und so nicht so irgendwie nur (..) „Ja, du bist ja bei ganz fremden Menschen“ oder so. Ich hatte glaub ich dann immer Angst, dass die das nicht verstehen, dass das für mich aber hier alles so toll und wunderbar ist.“

Im Alter von 19 Jahren hat Lena – wie sie erzählt – eine einzige Freundin, die davon weiß, dass sie ein Pflegekind ist. Die anderen Menschen um sie herum hält sie auf Distanz, weil sie nicht möchte, dass sie über ihr Pflegekindsein erfahren. Man kann sich vorstellen, dass Lena als junge Erwachsene immer noch sehr stark auf die Pflegefamilie angewiesen ist, weil sie sonst kaum enge Beziehungen hat. Typische Jugendkonflikte mit der Pflegefamilie gab es bei Lena nicht.

## *Familie als nicht leibliches Gefüge denken als Herausforderung*

In diesem Punkt geht es Lena und Marcel ähnlich: beide können „Familie“ nicht denken, ohne dass man miteinander verwandt ist. Marcel löst das, indem er sagt: „Meine Herkunftsfamilie ist meine richtige Familie. Ich lebe da nicht, aber ich gehöre dazu wie alle anderen auch und letztendlich sind wir zusammen eine normale Familie.“

Lena sagt: „Ich weiß, dass ich nicht das leibliche Kind meiner Pflegemutter bin, aber schon als kleines Kind habe ich immer versucht, mich unter dem T-Shirt meiner Mutter zu verstecken und ihr zu sagen „Aber eigentlich war ich doch auch in deinem Bauch“. Bis heute könne Lena es einfach nicht glauben, dass das nie so gewesen ist und sie wünscht es sich als 19-jährige noch.

## *Das Jugendamt als Symbol für das Unkonventionelle in der Pflegefamilie*

Auch in diesem Punkt sind beide einig: wenn das Jugendamt/der Pflegekinderdienst kommt, erinnert mich das daran, dass ich anders bin als meine KlassenkameradInnen. Meine KlassenkameradInnen müssen keine Ziele definieren und sich auch nicht rechtfertigen, wenn sie diese nicht erreicht haben.

Lena löst das so: „Ich habe mir da Strategien überlegt. Also ich rede ganz wenig und ich überlege mir vorher ganz genau, was ich denen vom Jugendamt oder vom Pflegekinderdienst dann sage, damit die zufrieden sind.“

Marcel wertet das sehr. Er sagt: „Die sind einfach alle verrückt und Hauptsache, sie sind ganz schnell wieder weg.“ Für beide wird mit dem Jugendamt immer auch das Unnormale in die Familie hineingetragen. Spätestens beim Hilfeplangespräch wird man wieder daran erinnert, dass man eben doch nicht komplett dazu gehört.

## Die Rolle der Herkunftsfamilie

Diesen Punkt lösen Lena und Marcel wieder maximal unterschiedlich. Lena berichtet davon, dass sie vor Besuchskontakten immer krank geworden ist:

„Weil ich natürlich auf diese Besuchskontakte immer eher so dann wirklich mit Übelkeit reagiert hab, also ich war total schlapp, also da war ich echt en Tag, musste ich dann erst mal wieder davon runterkommen. Aber kann manix machen, nee, also. Aber da, sieht man is dann vielleicht irgendwo diese kleine Verbindung oder so, wenn man noch sehen kann, dass ich halt irgendwie so en komisches Gefühl dann davon kriege oder so, aber. Also ich kann es auch nicht genau sagen, warum es das jetzt is. Aber also es ist auch noch so, dass wenn meine Halbschwester, mit der wir eh so freundschaftliches Kontaktverhältnis haben, da is das ganz normal aber die seh ich ja auch als Freundin und nicht als Schwester oder so. Und aber wenn meine leibliche Mutter jetzt zu Besuch is oder so, dann ist es immer noch so, dass ich echt, ich wüsst auch gar nicht, was ich mit den Leuten reden sollte.“

Während Lena sehr auf Abstand geht, macht Marcel das Gegenteil. Er berichtet aus seiner Kindheit: „Dann haben die das irgendwie so gedreht dass meine Mama zwei Jahre kein Kontakt haben durfte zu mir und mich nie holen durfte, nicht sehen durfte und sowas alles [...] Da hat ich dann meine Zeit wo

ich gesagt hab ich will hier raus, weil ich das nie ganz nach vollzogen hab und in den zwei Jahren da hat sich der Opa, der ist dann mein Opa durfte mich holen, aber meine Mutter durfte mich nicht sehen. Dann sind wir da an nem Wald spazieren gegangen und sie saß im Gebüsch damit sie mich überhaupt noch begucken konnte. Und da hatte ich dann ne Beziehung nachher in den nächsten Jahr, halben Jahr wo sie mich wieder holen durfte sehr gefestigt und seitdem hat man halt Höhen und Tiefen wie in ner normalen Familie auch, aber ich würde nichts auf meine Mutter kommen lassen sag ich mal so.“

## Übergang in die Selbstständigkeit

Marcel versuchte, so früh wie möglich ein selbständiges Leben aufzubauen. Lena lebte noch bei der Pflegefamilie und erzählte mir auch, dass sie eigentlich längst nicht plant, auszuziehen, weil „andere in diesem Alter machen das ja auch nicht“.

Nun möchte ich Ihnen abschließend noch die unterschiedlichen Typen im Umgang mit Normalität vorstellen:



## Unterschiedliche Typen im Umgang mit Normalität

### Typ 1 „Normalität behaupten gegen alle Widerstände“

Typ 1 ist ein bisschen wie Lena. Es wird so getan, als wäre man „komplett normal“. Man verteidigt das und rechtfertigt sich. Die Pflegefamilie wird als die eigene Familie gesehen und dargestellt und die Pflegemutter idealisiert. Es gibt sehr normative Vorstellungen über Beruf, Freizeit, Bildung, Geschlecht - also „wie man zu sein hat“. Die Mitglieder der Pflegefamilie sind die Guten, auch die „Retter“. Die Herkunftsfamilie ist eher schlecht, „gruselig“ (das sind typische Worte, die da fallen), problembelastet. Entsprechend ist der Kontakt eingeschränkt. Zu Typ 1 zählen Pflegekinder, die genau darauf achten, wer was über sie wissen darf und die ihre Informationen über ihr Pflegekindsein kontrollieren. Die Chance dieser Kinder liegt darin, dass sie alle Ressourcen der Pflegefamilie für sich annehmen und nutzen. In der Regel stehen sie bildungsmäßig sehr gut da. Das Risiko liegt in den Schwierigkeiten, selbständig zu werden und sich von der Pflegefamilie zu lösen.

### Typ 2 „Normalität vorleben und Risiken entgehen“

Typ 2 gibt vor „normal“ zu sein, ist sich aber ziemlich bewusst, dass es Bereiche mit fehlender Normalität gibt. In diese Gruppe fallen Jugendliche und junge Erwachsene, die sich ständig vergewissern müssen, dass sie „recht normal“ sind, indem sie viele Freunde haben, sich als „normal weiblich/normal männlich“ inszenieren und sich in Geschlecht, Beruf und Freizeitverhalten stark von den „Unnormalen“ (teilweise Geschwister, die im Heim untergebracht waren) abgrenzen.

Diese Jugendlichen kommunizierten offen über ihren Pflegekindstatus, betonten aber immer, dass sie „trotzdem recht normal“ sind. Die Chancen dieser Gruppe liegen darin, dass sie die

Ressourcen ihrer Pflegefamilie nutzen konnten, sich aber gleichzeitig auch sehr stark an den „Normalen“ orientierten. Als Risiko sehe ich, dass sie sich zu sehr anpassen und sich selbst vor lauter Anpassung leichter verlieren und gar nicht wissen, was sie eigentlich möchten. Aus Angst vor einem Scheitern, werden bestimmte Lebensthemen wie zum Beispiel „Partnerschaft“ oder „Familiengründung“ gar nicht oder sehr zögerlich angegangen.

### Typ 3 „Über die fehlende Normalität philosophieren und das damit auch wieder relativieren“

Im Mittelpunkt der Diskussion mit diesen ehemaligen Pflegekindern stand die Reflexion über die „fehlende Normalität“ und das „Was ist bei mir anders?“. Weil die Menschen in Typ 3 so genau wissen, was die Gesellschaft „normal“ findet, nimmt man diese Menschen auch als relativ normal wahr. Typ 3 sieht die Vielschichtigkeit der beiden Familien, erkennt was in der Pflege- und in der Herkunftsfamilie gut ist und hinterfragt alles. Ganz wichtig sind diesen Menschen Erfolg im Beruf und in der Partnerschaft. Interessant ist auch, dass diese ehemaligen Pflegekinder nirgends richtig dazu gehören und sich auch nirgendwo richtig abgrenzen, weil sie überall Vielschichtigkeit sehen. Sie haben einen kritischen Geist, sind selbständig, autonom, erfolgreich im Beruf und haben eine positive Beziehung in ihren Partnerschaften. Ihr Risiko ist, dass sie eine „ich glaube keinem etwas“-Haltung ausstrahlen, ein bisschen eigenbrötlerisch wirken und beschreiben, dass sie einsam sind, weil sie nirgendwo dazugehören bzw. nirgendwo dazugehören wollen.

### Typ 4 „Fehlende Normalität zelebrieren und Exklusion riskieren“

Zu Typ 4 zählen junge Erwachsene, die sagen: „Ich bin total unnormale, weil ich Pflegekind war“. Sie ziehen einen Gewinn daraus, dass es Menschen gibt, die sich um sie kümmern müssen. Ehemalige Pflegekinder aus Typ 4 müssen

sich im Bildungssystem nicht so anstrengen, „weil sie Pflegekind waren“ und man versteht, wenn sie schlecht in der Schule sind und keinen Schulabschluss schaffen. Das waren Menschen, die das Gefühl hatten, dass alle Beziehungen kompliziert sind, die sich auch kaum abgrenzen konnten. Sie hatten fast immer Probleme im Bildungssystem. Die Ressource dieser Menschen war, dass sie mit ihrer fehlenden Normalität ziemlich gut ausgesöhnt waren und das letztendlich auch ein Stück weit ausgekostet haben. Das Risiko, das ich sah war, dass es eine Diskrepanz zwischen dem Sein und den gesellschaftlichen Anforderungen gibt, die die jungen Erwachsenen nicht so gut erkennen konnten.

## Was bedeutet das für die Pflegekinderhilfe und die Zufriedenheit von Pflegekindern?

Eine wichtige Konsequenz, die ich aus meiner Arbeit ziehe, ist: „Vorsicht vor stigmatisierenden Zuschreibungen und festschreibenden Diagnosen“. Diese bergen das Potential, dass die Normalitätskonstruktionen noch schwieriger werden, als sie ohnehin schon sind. Meines Erachtens ist es ganz wichtig, dass Pflegekinder Biografiearbeit machen können und die Möglichkeit haben, sich mit ihrer Geschichte auseinander zu setzen. Wichtig ist auch, dass es bei allen Typen Risiken und Ressourcen gibt. Es gibt also kein Ideal. Was Pflegeeltern und MitarbeiterInnen in der Pflegekinderhilfe allerdings tun können, ist Ressourcen zu stärken, Risiken zumindest teilweise abzumildern und damit auch die Zufriedenheit zu stärken. Zu betonen ist außerdem, dass fehlende Normalität durch andere Ressourcen zumindest teilweise kompensiert werden kann. Ganz wichtig war dabei der Faktor „Bildung“. Eine wichtige Diskussion für den Pflegekinderbereich lautet daher: Wie gehen wir mit der Bildung von Pflegekindern um und was können wir dafür tun?



# GELUNGENER ALLTAG

Treffpunkt Pflegeplatz

*„Wir bemühen uns um ein kompaktes Familienleben.“*

In unserer Familie leben sechs Personen: vier Pflegekinder – zwei Mädchen und zwei Burschen – und wir Eltern. Drei der Kinder sind miteinander verwandt. Die Kinder kamen der Reihe nach ungefähr alle zwei Jahre zu uns, allerdings kamen sie in ganz unterschiedlichem Alter mit zwei Jahren, drei Jahren, einem Jahr und vier Jahren. Das ist also völlig bunt durchmischt.

Wir beschäftigen uns anfänglich mit Adoption. Eines Tages kam eine Anfrage einer Behörde aus einem anderen Bundesland, ob wir uns nicht stattdessen Pflegekinder vorstellen könnten? Damals lehnten wir ab, weil das ja eigentlich eine andere Form der Elternschaft ist. Doch der Stein kam ins Rollen, sich damit auseinander zu setzen. Wir besuchten dann die Pflegeelternschulung im Frühling und Anfang Juli kam das erste Kind...

Aktuell sind die Kinder 16, 15, 12 und 11 am Papier – zum Teil sind sie vom Entwicklungsstand aber wesentlich jünger. Wir haben die glückliche Variante, dass immer ein Elternteil zu Hause ist. In der Zeit, in der ich arbeite, ist mein Mann zu Hause und umgekehrt.

**Was würden Sie sagen ist das Typische an Ihrer Familie? Was macht Ihre Familie aus?**

Wir versuchen relativ viel als komplette Familie zu unternehmen, auch wenn die ältesten Kinder inzwischen relativ „groß“ sind. Wir bemühen uns um ein kompaktes Familienleben und fordern das auch von allen ein. Kompakt heißt, dass gemeinsam gegessen wird, dass

gemeinsam hergerichtet und abgeräumt wird und jeder seinen Beitrag leistet, so weit er oder sie das kann. Es heißt auch, dass alle an den Interessen der anderen teilhaben. Wenn eine/r eine Veranstaltung wie eine Schulaufführung hat, fahren wir gemeinsam hin. Das funktioniert auch heute mit den Teenagern noch gut. Allerdings spielt eine Rolle, dass zwei unserer Kinder beeinträchtigt sind. Damit bekommt das Familienleben eine andere Dynamik. Man kann einfach nicht seinen Wege gehen, wie das vielleicht altersadäquat möglich wäre, sondern ist mehr aufeinander angewiesen.

**Wie gestalten Sie Familie? Wie sieht für Sie ein gelungener Alltag aus?**

Für mich persönlich passiert gelungener Alltag, wenn alle am Abend gemeinsam müde sind und sich nicht nur einer die ganze Zeit abgerackert hat. In einer größeren Familie kann nicht jede/r sofort drankommen, wenn er oder sie im Moment etwas braucht, sondern man lernt, ein bisschen aufeinander Rücksicht zu nehmen, sich seine eigenen Nischen zu suchen und trotzdem nicht nur in seine eigene Richtung zu gehen. Das gelingt einmal besser und einmal schlechter. Der Alltag, der den Kindern guttut, ist möglichst strukturiert, zum Beispiel bei den Essenszeiten. Die gemeinsamen Mahlzeiten sind auch wichtig, weil jedes Mal beim Frühstück irgendjemand die Frage: „Und was ist heute?“ stellt. Da kann man dann gemeinsam überlegen und besprechen. Das sind Sicherheiten, an denen die Kinder sich auch festhalten können. Eine andere Sicherheit ist zu

wissen, dass die Türe offen und jemand da ist, der mir zuhört, wenn ich nach Hause komme. Unter der Woche gibt es natürlich keine rigide Essenszeit, aber wenn ein Kind nach Hause kommt, ist eine Mahlzeit da. Das sind sehr strikte Sachen und das funktioniert meiner Einschätzung nach ganz gut. Die Kinder wissen, worauf sie sich verlassen können und was der Rahmen ist. Wenn mir danach ist, kann ich natürlich voll gegen den Rahmen „aufdrehen“ und rebellieren, aber wenn es mir nicht so gut geht, kann ich mich auf ihn verlassen.

**Das Thema unserer letzten Tagung war „Pflegekindzufriedenheit“. Wann sind Ihre Kinder zufrieden und wann sind Sie zufrieden?**

Zufrieden sind meine Kinder dann, wenn sie ein Höchstmaß an Sicherheit haben und sich auf einen bestimmten Alltag verlassen können, weil die Angschwelle eine ganz andere ist. Sicherheit bedeutet Rituale und dass jemand da ist, an den man sich „hängen kann“. Das gilt eigentlich für alle. Ich glaube, dass die Kinder grundsätzlich auch damit zufrieden sind, Pflegekinder zu sein. Natürlich wissen sie, dass sie ihren Ursprung anderswo haben und die Frage, warum das so ist, beschäftigt sie. Wenn wir darüber reden, sage ich, keiner kann sich sein Leben aussuchen, keiner kann sich seinen Ursprung aussuchen und man kann nur in der jeweiligen Lebenssituation das Beste daraus machen. Ob ein Kind im Moment speziell zufrieden ist oder nicht, liegt auch nicht zu 100% in meiner Hand. Die Kinder haben bei uns eine Familie gefunden – ausgesucht von

Erwachsenen – aber wären sie jetzt 500 km südlich, östlich, westlich oder nördlich, könnte alles ganz anders sein...

Alle Kinder werden von ihren Müttern jeweils einmal im Monat besucht und das schon seit Jahren. Das ist Teil der Zufriedenheit. Sie wissen: „Ich bin meiner Mama nicht egal. Sie kommt zu mir und besucht mich“. Die Besuche sind so gesehen unterstützend und andererseits sind sie das auch allgemein für die Frage: „Wo komme ich her? Warum ist das so? Warum bin ich da?“ Wenn die Mütter/Eltern nie kommen, denkt man leicht: „Die macht sich ein schönes Leben irgendwo anders, hat mich einfach abgestellt und ich bin ihr egal.“

So wie es bei uns ist, denken die Kinder eher: „Ich bin ihr nicht ganz egal, sie bringt mir vielleicht zu Weihnachten ein Geschenk und wenn sie keines bringt, frage ich mich: „Wieso bringt die mir jetzt kein Geschenk, sie weiß doch, ich habe Geburtstag?“ Das ist dann der Punkt, wo man als Pflegeeltern einhaken und darüber reden kann, warum Kinder in Pflegefamilien aufwachsen. Es ist klar, dass da nicht immer alles perfekt funktionieren kann.

Unsere Besuchskontakte sind nicht begleitet und wir treffen uns bei uns zu Hause. Wir haben darum von Anfang an gebeten, damit die Kinder in ihrem gewohnten Umfeld bleiben und zwischen durch die Möglichkeit haben, einmal abzutauchen, wenn sie das brauchen. In einem Besucherraum muss das Kind zwei Stunden im selben Raum sein. Zu Hause können die Kinder zwischendurch einmal etwas zeichnen, ihre Sachen holen oder kurze Zeit verschwinden.

Unsere Besuchskontakte sind nicht immer gleich gut, aber nachdem sie über zehn Jahre immer Monat für Monat stattfinden, gibt es eine gewisse Routine. Dass die Mütter das wahrnehmen, müsste nicht sein. Die Mutter unseres Sohnes wohnt seit einigen Jahren nicht mehr in der Steiermark und kommt trotzdem einmal im Monat zu uns. Das ist hoch anzurechnen. Zum einen ist es finanziell nicht immer leicht und sie ist einen ganzen Tag unterwegs, fährt früh

am Morgen weg und kommt erst spät abends heim, damit sie für zwei Stunden ihren Sohn sieht.

Und meine Zufriedenheit? Ich persönlich bin zufrieden, wenn ein Tag gut gelungen ist und alle angenehm müde im Bett liegen. Ich bin zufrieden, wenn der Alltag recht rund läuft und man das Gefühl hat, man kann gewisse Dinge weitergeben und sie funktionieren dann auch. Dass nicht nur ständig an allen Ecken und Enden mit sich selbst und anderen gekämpft wird, sondern man den anderen innerhalb und außerhalb der Familie respektvoll begegnet.

### ***In welchen Punkten erleben Sie Ihre Familie als „normal“. Gibt es auch Punkte, wo Sie Ihre Familie nicht als normal empfinden oder das von der Umgebung gespiegelt bekommen?***

Jede Familie ist anders und was heißt schon „normal“? Unnormal ist natürlich, dass es in einer Familie mit vielen Kindern eher üblich ist, dass die Kinder ab einem bestimmten Alter ihre eigenen Wege gehen. Das ist bei uns anders. Das liegt aber nicht unbedingt an der Pflegefamilie sondern daran, dass zwei Kinder beeinträchtigt sind. Somit ist unsere Familie nicht wirklich „normal“ mit allen Vor- und Nachteilen.

Unser Alltag ist auf die Bedürfnisse der Kinder abgestimmt. Wenn ich vor Weihnachten auf einen Adventmarkt gehe, könnte ich im Normalfall einfach durchschlendern. In meinem Fall muss ich aber ständig darauf achten, dass nicht irgendjemand irgendetwas runterzieht oder ich mich in der Öffentlichkeit mit einem 15-jährigen duellieren muss, weil er in einem bestimmten Moment etwas Bestimmtes haben will. Das würde aber in jeder leiblichen Familie mit einem hyperaktiven Menschen auch passieren. Es ist normal für das Krankheitsbild, aber es ist nicht Mainstream.

### ***Ein Thema, das ich ansprechen möchte ist die „Verletzbarkeit von Pflegeeltern“. Fühlen Sie sich verletzbarer als andere Eltern?***

Ja, manchmal sicher. Ob das jetzt nur an der Pflegeelternschaft liegt, weiß ich nicht. Auf der anderen Seite kann man sich dann manchmal auch leichter abgrenzen. Wenn meine eigenen Kinder so beeinträchtigt wären, wäre es möglicherweise schwieriger. So kann ich manchmal einfach sagen: „Freunde, ich mach das Beste daraus, aber das ist es einfach.“ Das ist in gewisser Weise auch ein Schutz, den ich mir für mich selbst nehme, wenn es mit den Kindern schwierig wird. Ich ziehe dann eine unsichtbare Wand durch und werde mir bewusst, dass ich für viele Dinge einfach nichts kann.

Natürlich sind Pflegeeltern in gewisser Hinsicht verletzbarer, weil sie sich „Probleme“ auch selbst eingekauft haben. Wir wurden im Vorfeld über die Kinder informiert und oft darauf hingewiesen, aber man denkt sich bei der Vermittlung dann eher: „Wird schon nicht so schlimm werden“. Bei eigenen Kindern geht man davon aus, dass man selbst genial ist und das Kind dann auch genial sein muss. Irgendwann stellt man dann fest, dass es nicht so ist – aber vielleicht liegt es nicht an mir, sondern an meinem Partner? Wenn das Kind in einer Pflegefamilie nicht genial ist, bekommt es manchmal auch den Stempel „Wiss ma eh“ aufgedrückt. Was mich manchmal verletzbar macht ist, wenn jemand von außen sagt: „Na, was wollt ihr denn? Ist ja eh klar!“ Man hat sich die Probleme „eingekauft“ und damit muss man dann leben und umgehen.

### ***In welchen Punkten wünschen Sie sich Unterstützung, damit der Alltag gut gelingt. Wie empfinden Sie die aktuelle Unterstützung?***

Wir haben lange Zeit relativ viel über die Familie abgedeckt, also über meine Eltern, Schwiegereltern und Geschwister. Die haben das mitgetragen und die Kinder auch als ihre eigenen Enkelkinder angesehen. Das war ein fixes Umfeld. Irgendwann einmal – das war im Kindergarten – hatten die zwei Jüngeren das IZB-Team („integrative Zusatzbetreuung“). Manchmal dachte ich, das ist eigentlich der Unterstützung zu viel! Da gibt es die Logopädin, die Ergotherapeutin, die Sonderkindergärtnerin, die beiden Kindergartenpädagoginnen (offene Gruppen), die beiden Helferinnen und je eine Praktikantin. So toll die Unterstützung auch ist – es ist immer das gleiche Kind. Alle wollen dieses eine Kind unterstützen und gleichzeitig wollen sie auch alle etwas vom Kind: zumindest, dass es ihnen zuhört und mit ihnen auch etwas mittut!

Dadurch, dass wir recht viele Kinder haben, ist natürlich auch der behördliche Besuch nicht selten. Wir machen inzwischen vieles vormittags ohne Kinder. Als die Kinder noch mehr zu Hause waren, kam immer wieder jemand mit den gleichen Fragen und den gleichen „lieber Onkel“-Gesten: „Ich bin jetzt da und freue mich, dass du auch da bist und wie geht es dir und hin und her...“ Irgendwann wird auch das relativ viel. Auf der anderen Seite gibt es natürlich

auch Vorteile. Wenn wir in der Schule Unterstützung wie Schulassistenten oder sonderpädagogischen Förderbedarf gebraucht haben, hat das immer sehr gut funktioniert. Da gab es natürlich ein Gutachten, aber ich musste nicht ewig lange begründen oder rechtfertigen, warum das jetzt notwendig ist. Selbst die Schule war verblüfft, wie schnell und einfach das ging.

Die Besuche von Fachkräften versuche ich den Kindern inzwischen so zu erklären, dass ich sage: „Auch das haben wir eingekauft. Die wollen uns nichts Böses, wollen jetzt auch nicht überneugierig sein, sondern sie machen ihren Job und wir machen unseren Job und es ist gut, dass es so ein gutes Netzwerk gibt.“ Unterm Strich ist es okay, aber es ist manchmal auch viel.

Wenn Herkunftseltern beispielsweise übersiedeln, dann ist wieder eine neue Behörde zuständig und alles wird komplett neu aufgerollt. Beim letzten Mal sagte meine älteste Tochter: „Wie schade, jetzt ist die Dame aus G. wieder weg und die war so nett...“

Spätestens wenn wieder jemand Unbekannter kommt und viel wissen will oder sich davor umfassend eingelesen hat und schon ganz viel weiß – und man fragt sich woher? – ist das ein Eingriff in die Privatsphäre. Und es ist gleichzeitig Teil des Jobs, der uns auch Vorteile bringt.

## ***Was wünschen Sie sich für die kommenden Jahre und die Zukunft Ihrer Kinder?***

Ich wünsche mir, dass es weiter ein gutes Zusammenleben gibt. Für die Kinder wünsche ich mir, dass sie weiterhin zufriedene Menschen sein können, die ihr Leben gestalten können, besonders, wenn sie älter werden. Dass sie auf ihrem Lebensweg Menschen finden, die ihnen helfend und wohlwollend begegnen. Und dass sie so aufrichtig und ehrlich bleiben, auch wenn man das als Umgebung nicht immer erwartet und es auch vor den Kopf stoßen kann. Andere Kinder/Jugendliche haben gelernt, angepasst zu sein, unsere Kinder nicht – das ist nicht immer einfach, aber es hat auch Qualität.

Für mich selbst wünsche ich mir, dass ich auf eine gelungene Kindheit meiner Kinder zurückblicken kann. Dass wir eine Familie bleiben, in der jeder seinen Platz hat. Dass wir gemeinsam Probleme meistern und nicht daran verzweifeln oder auseinanderfallen. Und immer wieder kehren wir zu Michael Ende zurück. In der Geschichte von Momo finden wir uns in Beppo, dem Straßenkehrer wieder.

### **Herzlichen Dank für das Gespräch!**

*Das Gespräch führte Jutta Eigler*

**B**eppo Straßenkehrer tat seine Arbeit gern und gründlich. ... Er wusste, es war eine sehr notwendige Arbeit. ... Während er sich so dahinbewegte, vor sich die schmutzige Straße und hinter sich die saubere, kamen ihm oft große Gedanken. ... Nach der Arbeit, wenn er bei Momo saß, erklärte er ihr seine großen Gedanken. ... „Siehst du, Momo“, sagte er dann zum Beispiel, „es ist so: Manchmal hat man eine sehr lange Straße vor sich. Man denkt, die ist so schrecklich lang; das kann man niemals schaffen, denkt man. ... Und dann fängt man an, sich zu eilen. Und man eilt sich immer mehr. Jedes Mal, wenn man aufblickt, sieht man, dass es gar nicht weniger wird, was noch vor einem liegt. Und man strengt sich noch mehr an, man kriegt es mit der Angst, und zum Schluss ist man ganz außer Puste und kann nicht mehr. Und die Straße liegt immer noch vor einem. So darf man es nicht machen. ... Man darf nie an die ganze Straße auf einmal denken, verstehst du? Man muss nur an den nächsten Schritt denken, an den nächsten Atemzug, an den nächsten Besenstrich. Und immer wieder nur an den nächsten. ... Dann macht es Freude; das ist wichtig, dann macht man seine Sache gut. Und so soll es sein. ... Auf einmal merkt man, dass man Schritt für Schritt die ganze Straße gemacht hat. Man hat gar nicht gemerkt wie, und man ist nicht außer Puste.“ Er nickte vor sich hin und sagte abschließend: „Das ist wichtig.“

Michael Ende: Momo. Thienemanns Verlag, Stuttgart 1973, S. 35



# DIE FREUDE AN DER ARBEIT UND AM KONTAKT MIT MENSCHEN...

**Edith Sandner-Koller im Gespräch über Meilensteine der letzten 40 Jahre im Grazer Pflegekinderwesen und ihren eigenen Berufsweg**

***Fr. Sandner-Koller, Ihre Berufslaufbahn knüpft wesentlich am Pflegekinderwesen an. Haben Sie einen persönlichen Hintergrund, der Sie mit diesem Thema verbindet?***

Nach dem 2. Weltkrieg betreuten einige meiner Großtanten Kinder ihrer verstorbenen Geschwister. Das war damals allerdings „ganz normal“ und hat mich weniger geprägt, als dass ich einfach gerne mit Menschen, mit Kindern und Familien zusammenarbeite. Es ist die Freude, die ich an der Arbeit und am Kontakt mit Menschen habe. Das ist mein eigentlicher persönlicher Beweggrund, in diesem Bereich aktiv zu sein.

***Wo lagen Ihre beruflichen Anfänge und wie sind Sie mit dem Pflegekinderwesen in Kontakt gekommen?***

Meine berufliche Laufbahn begann am 1. Juli 1976. Als Sozialpädagogin war ich 15 Jahre in städtischen Einrichtungen tätig: im Mädchenheim Villa Hartenau und im Pestalozzi-Heim bei den Burschen. 1986 war ich auch im Team der ersten Jugendwohngemeinschaft der Stadt Graz und konnte so den Wechsel von Großheimen zu Wohngemeinschaften aktiv mitgestalten. 1990 folgte die Berufung in den „Innendienst“ zur Heimkinderreferentin. Das Heimkinderreferat und das Pflegekinderreferat arbeiteten damals eng zusammen. Beide Referentinnen waren dafür zuständig, für Kinder, deren Familien in prekären Lebenslagen waren, geeignete Plätze zu



finden. Als Heimkinderreferentin nahm ich Kontakt mit den städtischen Einrichtungen, dem SOS-Kinderdorf, mit Pro Juventute, den Landesjugendheimen und vielen anderen Heimen und Wohngemeinschaften auf. Damals wurden auch noch viele Kinder in anderen Bundesländern untergebracht. Für jüngere Kinder suchte man Pflegeplätze.

1992 übernahm ich das Pflegekinderreferat und war zehn Jahre lang für Pflegekinder zuständig. In der Zeit gab es große Umwälzungen. Die Stadt Graz hatte bereits vor 1992 eine Vorreiterrolle, da sie schon damals über den Psychologischen Dienst<sup>1</sup> des Jugendamtes Graz „sozialpädagogische Pflegeeltern“ ausbildete und laufend unterstützte. Das heißt, es gab regelmäßige Treffen, bei denen diese Pflegeeltern u.a. über ihre Herausforderungen sprechen und sich austauschen konnten. Sie wurden auch finanziell – aus eigenen Mitteln der Stadt Graz – zusätzlich zum Pflegekindergeld unterstützt. Das kann man

sicher als ersten großen Meilenstein im Pflegekinderwesen bezeichnen.

Mit Inkrafttreten des Steiermärkischen Jugendwohlfahrtsgesetzes 1991<sup>2</sup> rückte das Pflegekinderwesen noch mehr in den Mittelpunkt. Im Eignungsverfahren wurden zusätzlich zu den „Hard Facts“ wie Einholung von Strafregisterauszügen, ärztlichen Attesten und der Überprüfung der häuslichen Verhältnisse auch „Soft Facts“ wichtig. Dazu gehören die Einstellung zu erzieherischen Fragen oder die Haltung zur Herkunftsfamilie. Auch die Kinderanzahl wurde beschränkt. Davor gab es hier keine Begrenzung. Das führte dazu, dass v.a. die „Landpflege“ den Ruf hatte, dass Kinder aufgenommen wurden, damit die Pflegeeltern ihren Bauernhof bewirtschaften konnten.

Die rechtliche Normierung des Pflegekinderwesens und die ebenfalls rechtlich geregelte Auswahl, Vorbereitung und Unterstützung von Pflegeeltern waren weitere Meilensteine. In der Vorbereitung und Qualifikation von Pflegeeltern übernahm der Pflegeelternverein eine ganz große Rolle.

***Finden Sie die damaligen Pflegeeltern in dem heutigen Bild wieder oder ist das doch anders geworden?***

Die Herausforderungen, die Pflegeeltern Anfang der 90-er hatten, sind zum Teil vergleichbar und zum Teil sind sie es gar nicht. Schon zum damaligen Zeitpunkt gab es lebensphasenbedingt, z.B. in der Pubertät, oftmals Probleme. In dieser

Zeit brauchten Pflegeeltern und Pflegekinder besonders viel Unterstützung, z.B. weil sich frühe Traumata wieder bemerkbar machten. Das konnte für eine Pflegefamilie sehr herausfordernd sein. Dann stand oftmals auch ein Abbruch des Pflegeverhältnisses im Raum und es wurde überprüft, ob eine Rückkehr zur Herkunftsfamilie möglich war oder ob eine institutionelle Unterbringung gesucht werden musste. Ähnliche Herausforderungen kennen wir weiterhin, auch wenn die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Herausforderungen heute andere sind als 1991.

Fachlich besonders belastend war bis 1995, dass es noch keine Krisenpflegeeltern gab. Säuglinge und Kleinkinder wurden in Krisensituationen im Säuglingsheim untergebracht. Dort wurden sie von Säuglingsschwestern und -pflegerinnen im Schichtdienst betreut. Dieser Wechseldienst ist natürlich nicht geeignet, einem sehr kleinen Kind, das gerade eine familiäre Krise miterlebt hat und von Eltern und Geschwistern getrennt wurde, genügend emotionale Zuwendung zu geben. Für eine Bezugsperson, die konstant zur Verfügung steht, ist das viel besser möglich. Anfang der 90-er machten viele engagierte Fachkräfte auf diesen Missstand aufmerksam und forderten andere Möglichkeiten der Unterbringung. In der Folge kam es dann zu einer ausgesprochen erfolgreichen Kooperation mit dem Pflegeelternverein. Das Konzept der Krisenpflege wurde zuerst ausschließlich für Graz entwickelt und startete 1995. Die Dauer der Krisenpflege war auf 12 Wochen beschränkt. Als man sah, dass manche Familien etwas länger brauchten, um sich zu stabilisieren und wenn es zudem gute Perspektiven für eine Rückführung gab, wurde 1998 - erneut in Kooperation der Stadt Graz mit dem Pflegeelternverein - das Modell der FPU-Pflege („Familienbegleitende Pflegeplatzunterbringung“) entwickelt. Beide Modelle wurden in weiterer Folge auch vom Land Steiermark übernommen. Die gelungene Entwicklung von differenzierten Model-

len der Pflegeplatzunterbringung in der Steiermark ist ein weiterer Meilenstein und trägt zu einem bunteren Bild vom „Pflegeeltern-sein“ bei.

### ***Hat das Fachkonzept der Sozialraumorientierung als Grundlage der Arbeit in der Kinder- und Jugendhilfe auch Auswirkungen auf das Pflegekinderwesen?***

Im Jahr 2004 implementierte die Stadt Graz das Fachkonzept Sozialraumorientierung. Unter anderem heißt Sozialraumorientierung, nicht zu sagen: „Ich weiß, was für dich gut ist“, sondern sich an dem zu orientieren, was Menschen selbst wollen.

Das Fachkonzept erfordert, sich an den Stärken von Menschen und ihrem Lebensumfeld zu orientieren. Das sind Grundsätze, die für alle gelten: Für Familien – also Herkunftsfamilien und Pflegefamilien – und für (Pflege-) Kinder. Das Fachkonzept erfordert zudem einen kooperativen Arbeitsansatz. Denn im Prozess gibt es viele Handelnde: die SozialarbeiterInnen des Jugendamtes, die Fachkräfte von a:pfl, Fachkräfte der privaten Einrichtungen, die flexible Hilfen erbringen... Es gibt Kinder mit unterschiedlichem Alter, die zusammen untergebracht werden sollen, behinderte Kinder, Mütter mit Säuglingen, die nicht getrennt werden sollen... Da gilt es, sich gut abzustimmen, die Zusammenarbeit so zu gestalten, dass das Kind im Zentrum steht und dass die Stärken und Belastbarkeiten von Pflegeeltern und Herkunftseltern gut berücksichtigt und ausbalanciert werden.

Kontinuität im Bereich des Pflegekinderwesens – insbesondere bei dauerhaft untergebrachten Kindern – muss anders gewährleistet werden als bei ambulanten flexiblen Hilfen. Hier ist bedeutsam, dass für eine Pflegefamilie nicht viele Fachkräfte zuständig sind, die pro Aufgabe wechseln oder immer dann

wechseln, wenn die leiblichen Eltern innerhalb von Graz umziehen. Das heißt, die Organisationsstruktur für das Pflegekinderwesen muss für Graz eine zentrale sein. So kann sich die Häufigkeit der Wechsel erheblich reduzieren. Kontinuität für Pflegekinder und Pflegeeltern zu gewährleisten ist eines der Ziele, das die Stadt Graz gemeinsam mit a:pfl derzeit mit dem Aufbau eines zentralen Pflegekinderdienstes umsetzen will. In der Praxis sollen dann Pflegeeltern und Pflegekinder fixe AnsprechpartnerInnen haben, die sie kennen und zu denen sie Vertrauen haben können. Entscheidungen sollen schnell und unbürokratisch getroffen werden, zum Beispiel im Bereich der Sonderkosten/des Sonderbedarfs. Wertschätzung drückt sich ja auch so aus, dass Pflegeeltern mitgestalten können, aktiv eingebunden und in ihrer familiären Individualität anerkannt werden. Dasselbe gilt für die Herkunftsfamilie.

### ***Sie haben den zentralen Pflegekinderdienst für Graz schon angesprochen, an dessen Entwicklung Sie als Projektleiterin wesentlich beteiligt waren. Wie kam es zur Entwicklung dieses Dienstes und zur intensiven Auseinandersetzung mit diesem Thema?***

2015 entstand im Rahmen des Sozialraum-Dialogs eine Arbeitsgruppe<sup>3</sup>, der das Pflegekinderwesen ein großes Anliegen war. Mit dieser Initiative begann ein institutionsübergreifender Organisationsentwicklungsprozess. 2017-2018 wurde mit Unterstützung von Prof. Wolf (Universität Siegen) an den Grundsätzen und Haltungen gearbeitet. Diese Grundsätze wurden von Fachkräften der Stadt Graz und von a:pfl gemeinsam erarbeitet und sind in einem 40-seitigen Papier zusammengefasst. Diese Arbeit würde ich ebenfalls als Meilenstein bezeichnen.

2018 - 2019 beschäftigte sich die Arbeitsgruppe damit, wie eine Organisationsform aussehen könnte, die diese Grundsätze „ins Leben bringt“. Besonders wichtig war uns, dass die Kooperation untereinander immer auf Augenhöhe passiert, dass sie respektvoll und wertschätzend ist.

### **Was war Ihr schönstes Erlebnis in den Jahren, in denen Sie mit Pflegefamilien gearbeitet haben?**

Es gibt sehr viele schöne Erlebnisse, wobei mir eines spontan einfällt. Im Rahmen einer Studie kontaktierten wir eine mittlerweile 43-jährige Frau, die als ehemaliges Pflegekind sehr traumatische Erlebnisse in der frühen Kindheit gehabt hatte. Frau G. erzählte uns, wie sich ihr Entwicklungsweg mit Höhen und Tiefen gestaltet hatte, wie und wodurch sie von der Pflegefamilie und dem Umfeld der Pflegefamilie unterstützt worden war und wie stabil sie heute im Leben steht. Bis knapp vor ihrem 18. Geburtstag hatte sie noch keine abgeschlossene Lehre, die Suche nach einer

geeigneten Berufsausbildung dauerte. Die Hilfe „Pflegeplatzunterbringung“ wurde daraufhin bis zum 21. Geburtstag verlängert. In dieser Zeit konnte sich Frau G. stabilisieren und eine Berufsausbildung beenden. In späteren Jahren hat sie in ihrer Sparte einen Meistertitel erworben. Diese Entwicklung wäre nicht möglich gewesen, wenn die Unterstützung mit 18 Jahren beendet worden wäre. Diese Geschichte ist ein „Plädoyer“ für eine Weiterentwicklung im Bereich des Pflegekinderwesens bzw. dem Bereich der gesamten „Vollen Erziehung“. „Erwachsen werden“ bedeutet heute etwas Anderes als vor 30 Jahren. Das „Selbständig werden“ bei jungen Menschen dauert heute generell länger. Gerade Pflegekinder bzw. Kinder in „Voller Erziehung“ sollen hier nicht benachteiligt werden. Dass diese Hilfen erfolgreich sind, zeigen auch Studien: die Chancen von erwachsen gewordenen Pflegekindern, später ohne soziale Transferleistungen auszukommen, sind umso höher, je besser das Entwicklungs- und Ausbildungspotential ausgeschöpft werden konnte. Ebenso ist nachgewiesen, dass bei Pflegekindern das Thema „Beendigung mit 18“, große Ängste auslöst, dass verstärkte

„Anklammerungseffekte“ bemerkbar sind und der Gesamterfolg des bisher Erreichten gefährdet ist. Es gibt also noch viele Ideen und noch viel zu tun...

### **Herzlichen Dank für das Gespräch!**

*Das Gespräch führte Jutta Eigner*

*Edith Sandner-Koller ist mit Sommer dieses Jahres nach mehr als 40 Jahren aus dem aktiven Dienst in der Kinder- und Jugendhilfe (zuletzt Leitung der Kinder- und Jugendhilfeplanung der Stadt Graz und vorher Leitung des Jugendamtes Graz-Südost/Sozialraum 2) ausgeschieden. Wir freuen uns, dass wir sie seit Juni dieses Jahres als Mitglied für den Vorstand des Pflegeelternvereins gewinnen konnten.*

---

<sup>1</sup> unter der Leitung von Frau Herta Pösch

<sup>2</sup> StKJHG 1991

<sup>3</sup> Die Initiatorin der Arbeitsgruppe war Kerstin KArgl, Sozialarbeiterin im Jugendamt Graz Süd-West/Sozialraum 3



# Kernsätze des Grazer Pflegekinderdienstes

1. Wir achten darauf, dass wir **Menschen aus verschiedenen Kulturkreisen, mit verschiedenen Religionen und Lebenskonzepten** erreichen und dafür gewinnen, Pflegeeltern zu werden. So wollen wir sicherstellen, dass es eine **Vielfalt an Pflegefamilien** gibt und Pflegeplatzvermittlungen **passend für Kinder** sind.
2. Wir achten auf **zügige und qualitätvolle Perspektivenklärung** hinsichtlich des künftigen Lebensmittelpunktes von Kindern und **passgenaue, lebensweltorientierte Vermittlung von Pflegekindern**.
3. Wenn sich der **Unterstützungsbedarf** von Kindern **ändert**, achten wir darauf, dass sich auch die **Unterstützungssettings verändern** - wann immer möglich - auch **am selben Pflegeplatz**.
4. Wir sorgen - als entscheidende Variable im gesamten Prozess der Pflegeplatzunterbringung - für größtmögliche **personelle Kontinuität** und zwar immer unter Berücksichtigung der **fachlichen Kompetenz** der Fachkräfte.
5. Wir erbringen die Pflegekinderhilfe in Graz **integriert**, das heißt in enger und systematischer **Kooperation und Koordination** mit allen PartnerInnen der Kinder- und Jugendhilfe.
6. Wir unterstützen Pflegeeltern durch **geeignete Aus- und Weiterbildung** sowie durch **individuell und flexibel gestaltete Beratungs- und Unterstützungsangebote**.
7. Wir achten darauf, dass die **Pflegeaufsicht und Fallführung** auf hohem qualitativen Niveau gewährleistet ist, und nehmen neben der unterstützenden Funktion auch die Kontrolle von Pflegeverhältnissen wahr und leisten so einen Beitrag zu einem gelingenden **Kinderschutz**.
8. Wir sorgen - als entscheidende Variable im gesamten Prozess der Pflegeplatzunterbringung - für größtmögliche **personelle Kontinuität** und zwar immer unter Berücksichtigung der **fachlichen Kompetenz** der Fachkräfte.

Graz, 2019



## Maiwirbel 2019

Nach Tagen des Regens zeigte sich das Wetter zum heurigen Maiwirbel am 17. Mai wieder von seiner erfreulichen Seite. Bei angenehmen Temperaturen fanden sich rund 150 Kinder und Erwachsene am Hilmteich ein, um mit uns einen bunten Nachmittag zu verbringen. Schon kulinarisch hatte sich die Anreise gelohnt: das altbewährte Kuchenbuffet mit Selbstgebackenem und Obst wurde dieses Jahr durch Eislutscher und eine vielbesuchte Burgerstation ergänzt.

Geschminkte und ungeschminkte Kinder konnten daraufhin mit ihren Eltern einen Fototermin im ersten Stock wahrnehmen, wo auch heuer ein Fotostudio aufgebaut worden war und die

Möglichkeit bestand, ein „professionelles“ Familienfoto anfertigen zu lassen. Außerdem konnten große und kleine Gäste beim Schätzspiel im großen Saal erraten, wieviel Spielzeug sich auf einem „Spielzeughaufen“ befand. Dann ging es weiter zum Hip Hop: hier übten Kinder coole Moves und Schrittkombinationen unter Anleitung einer erfahrenen Hip Hop Trainerin. Für gute Stimmung sorgte die darauffolgende Präsentation der einstudierten Tänze im großen Tanzsaal. Als zu den Klängen von „Macarena“ auch noch die Eltern zum Mittanzen aufgefordert wurden, füllte sich das Parkett mit großen und kleinen TänzerInnen und auch viele Zuschauer wippten im Takt...

Ebenso beliebt waren die Tiere unseres Streichelzoos. Denn die Wiese oberhalb unseres Büros beherbergte heuer eine Reihe von Schafen und Kälbern, die extra vom Weinzerlschusterhof aus Voitsberg zu uns angereist waren und die gestreichelt, gefüttert und sogar getragen werden durften. Das begeisterte große und kleine Gäste. Gleich neben dem Streichelzoo konnten alle Kinder sich außerdem beim Speckstein bearbeiten versuchen oder Spiele ausprobieren. Und so endete gegen 18:30 ein bunter, ereignisreicher und entspannter Nachmittag. Schön, dass Sie mit uns „gewirbelt“ haben! (JE)



## Forschung am Donnerstag

Am 27. Juni 2019 fand die erste Vorabendveranstaltung aus der Reihe „Forschung am Donnerstag“ statt. Die Veranstaltung präsentierte die Ergebnisse einer Kooperation von a:pfl mit dem Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaften der Universität Graz, in der Forschung und praktische Anwendung miteinander verbunden wurden. Im Rahmen dieser Zusammenarbeit wurden Masterarbeiten rund um das Pflegekinderwesen in der Steiermark vergeben und von a:pfl in der Themenfindung und Ausarbeitung mitbegleitet. Nun konnten die ersten beiden Arbeiten im Rahmen von „Forschung am Donnerstag“ einem Fachpublikum präsentiert werden. Stefan Wagner-Schuster stellte seine Masterarbeit zum Thema

„Pflegefamilie oder sozialpädagogische Einrichtung? Bestandaufnahme über die Praxis der steirischen Platzierungsentscheidung in der Kinder- und Jugendhilfe“ (Masterarbeit, UniGraz 2018) vor. Im Anschluss daran präsentierte Sarah Hölzl ihre Arbeit „Der Verlauf und die Beendigung von Dauerpflegeverhältnissen.“

Statistische Analysen von Kinder- und Jugendhilfedaten aus Graz im Zeitraum 2008 – 2017“ (Masterarbeit, UniGraz 2018).

Beide Arbeiten fanden ein aufmerksames Publikum und rollten ein breites Feld an Diskussionspunkten auf. Ein weiterer Abend mit „Forschung am Donnerstag“ ist für den Herbst geplant.





## Wieder besser drauf! Was tun bei Depressionen im Jugendalter?

Laut deutscher Depressionshilfe erkranken 3-10% aller Jugendlichen an einer Depression. Doch wann ist es eine „echte Depression“ und wann eine vorübergehende Phase der Pubertät? Und was kann man als betroffene/r Jugendliche/r oder Elternteil tun?

Der neu erschienene Ratgeber „Wieder besser drauf!“ wendet sich an Jugendliche, die Phasen von Traurigkeit oder Stimmungsprobleme erleben, die sich „ganz schön schlecht fühlen, an sich zweifeln, belastet oder überfordert sind und nicht so recht wissen, wie es weitergehen soll.“ In leicht zu lesender

Sprache erklärt das Buch, was eine Depression von einer „ganz normalen“ (und damit auch hilfreichen) Traurigkeit unterscheidet, was eine Depression denn überhaupt ist und wie sie sich im eigenen Leben zeigen kann. Dazu werden Arbeitsblätter angeboten, sodass der Leser/die Leserin immer selbst eingebunden wird und das Buch mit ihm/ihr interagiert.

Nachdem LeserInnen im ersten Drittel des Buches Grundlegendes über Depression erfahren haben und sich in den Fallbeispielen anderer Jugendlicher wiederfinden konnten, widmet sich der Rest des Buches dem Thema „Lass dich nicht unterkriegen! Hilfe suchen und finden“. Schritte im Umgang mit Stimmungstiefs werden hier ebenso erklärt, wie die Möglichkeiten professioneller Hilfe und Anregungen, was Jugendliche selbst für sich tun können. So fühlt man sich am Ende des Buches nicht nur gut über alle möglichen Schritte im Umgang mit Depressionen informiert, sondern auch persönlich angesprochen und mit vielen Anregungen versorgt, um die eigene Stimmung ins Positive zu lenken. (JE)

**Gunter Groen, Dorothe Verbeek: *Wieder besser drauf!***

**Ein Ratgeber für junge Menschen zum Umgang mit Stimmungstiefs und Depressionen**

**Balance Ratgeber, Balance Buch und Medienverlag, Köln 2018**

**ISBN-10: 386739122X**

**ISBN-13: 978-3867391221**



## Grenzenlos emotional - ein Borderline-Ratgeber

Ich erinnere mich an einen Vortrag, bei dem das Thema „Borderline“ aufkam und die Vortragende meinte: „Pflegefamilien haben sicher öfter von Borderline betroffene Kinder.“ Sie nahm dabei Bezug auf die oft schwierigen Startbedingungen der Kinder, auf Missbrauch, Vernachlässigung und häusliche Gewalt in der frühen Kindheit. Doch kann man das so sagen?

Im Balance Verlag ist heuer ein Ratgeber mit dem Titel „grenzenlos emotional. Von impulsiv bis Borderline“ erschienen, der das Thema auf rund 190 Seiten für Laien aufrollt. Am Klappentext ist folgendes zu lesen: „Rauschhaft verliebt, todtraurig und rasend wütend - bei Menschen, die ihre Emotionen sehr

intensiv erleben, lösen oft bereits geringe Anlässe, eine Bemerkung, ein Blick oder die eigenen Gedanken einen regelrechten Gefühls-Tsunami aus.“ Um derart instabile Emotionalität geht es in dem vorliegenden Buch. Die beiden Autoren geben trotz der komplexen Zusammenhänge einen nachvollziehbaren Einblick auf der Basis neuester wissenschaftlicher Erkenntnisse. Wie eine Borderline-Persönlichkeitsstörung festgestellt wird, wie und unter welchen Einflüssen sich die menschliche Emotionsregulation überhaupt entwickelt, was das Leben für emotional instabile Menschen so schwierig macht und was die aktuellsten therapeutischen Wege zu einer stabil(isierend)en Emotionsregulation sind, wird nach und nach erklärt. Das Buch ist dabei durchaus praxisorientiert. Es lässt Betroffene ebenso wie Therapeuten zu Wort kommen, stellt die gegenwärtig erfolgversprechendsten Therapierichtungen vor und nennt eine Reihe kleiner, aber vielfach getesteter Tipps im Umgang mit explosiven Gefühlen für Betroffene, aber auch für deren Angehörige.

Für alle, die das Thema interessiert, die mehr darüber wissen wollen, was sich hinter dem Begriff „Borderline“ verbirgt, aber auch für Betroffene und deren Angehörige bietet dieses Buch einen kompakten Einstieg und eine Möglichkeit, mehr Verständnis und mehr Handlungsmöglichkeiten zu gewinnen. (JE)

**Renata Galindo: *Meine neue Mama und ich***

**Aus dem Englischen von Thomas Bodmer**

**40 Seiten, Nord Süd Verlag, Zürich 2017**

**ISBN: 978-3-314-10394-0**



## **Und wie war das bei mir? „Schwieriges“ in der Lebensgeschichte für Kinder erklären**

Das neue Buch von Irmela Wiemann und Birgit Lattschar trägt den Titel „Schwierige Lebensthemen für Kinder in leicht verständliche Worte fassen. Schreibwerkstatt Biografiearbeit“. Das 2019 erschienene, zweite gemeinsame Buch der beiden Autorinnen widmet sich einem bekannten Phänomen: die Lebensgeschichten von Kindern, die in Pflege- und Adoptivfamilien aufwachsen, genügen in der Regel nicht den Bildern von heilen Familien. Doch wie finden (Pflege- und Adoptiv-) Eltern die richtigen Worte, um dem Kind seine ureigene Geschichte einfach, kindgerecht und liebevoll zu erzählen (und sie

zuerst einmal für sich selbst handhabbar zu machen)?

Irmela Wiemann und Birgit Lattschar bringen viel Erfahrung in der Unterstützung von Eltern und Bezugspersonen mit, denen sie in Seminaren oder Coachings dabei behilflich sind, die richtigen Worte für die Geschichte ihres Kindes zu finden. Und so findet der Leser/die Leserin im vorliegenden Buch einen Schatz an Beispielen vor, wie komplizierte, schmerzliche, belastende Lebensereignissen des Kindes mit Worten aufbereitet und weitergegeben werden können. Die Themenpalette reicht von Suizid, Suchterkrankung, Gewalt, Missbrauch oder Vernachlässigung in der leiblichen Familie bis zu Kindern, die nicht aussehen wie die Mehrheit (Erfahrungen mit Rassismus), Kindern die keinerlei Informationen über ihre Herkunft haben („Babyklappe“) oder Kindern, die in ein und derselben Familie aufwachsen, aber sehr unterschiedliche Herkunftsgeschichten und Modalitäten haben.

Gleichzeitig erfahren Leser und Leserin, warum es Sinn macht, die Dinge aufzuschreiben und nicht nur zu erzählen. Wie dieses Aufschreiben gelingen kann, wird in der Schreibwerkstatt I-IV genauer ausgeführt. Denn eines ist klar und darauf weisen die beiden Autorinnen schon am Anfang des Buches hin:

„Pflege- und Adoptiveltern – ebenso wie Bezugspersonen in Einrichtungen – haben nicht nur die Aufgabe, ihr Kind bestmöglich zu versorgen und zu erziehen. Eine weitere Aufgabe liegt darin, „dem Kind behilflich zu sein, mit sich, seinen Eltern, seiner Vorgeschichte und seinem Schicksal „ins Reine“ zu kommen. Fachkräfte und Bezugspersonen benötigen die Bereitschaft, schmerzhaft Aspekte der Lebensgeschichte mit dem Kind oder Jugendlichen zu tragen. Kinder und Jugendliche benötigen die Assistenz des Erwachsenen, die Ursachen für solche Krisen zu verstehen.“ (Wiemann/Lattschar, S. 21) Damit ist eine ganz elementare Aufgabe benannt, der Pflege- und Adoptiveltern nach der Lektüre des Buches von Irmela Wiemann und Birgit Lattschar vermutlich besser und bewusster nachgehen können - auch wenn sie oft nicht einfach ist. Fachleute wie Eltern werden das Buch zu schätzen wissen, das die Investition unbedingt lohnt. (JE)

**Irmela Wiemann und Birgit Lattschar:**

**Schwierige Lebensthemen für Kinder in leicht verständliche Worte fassen. Schreibwerkstatt Biografiearbeit.**

**Beltz Juventa, Weinheim 2019**

**268 Seiten zzgl. Online-Materialien**

# MitarbeiterInnen



**RICHARD GRÖLLER**

Mein Name ist Richard Gröller und ich bin 45 Jahre alt. Ich bin Vater von zwei Adoptivtöchtern aus Guatemala und Kambodscha (14 und 11 Jahre alt) und freue mich auf die Möglichkeit, meine privaten und beruflichen Erfahrungen in meine Tätigkeit mit Pflegefamilien im FIPS-Team einfließen zu lassen.

Als Diplomsozialarbeiter habe ich berufsbegleitend die Fachhochschule (Soziale Arbeit) abgeschlossen. Viele Jahre war ich bei verschiedenen Trägern im Behindertenbereich tätig, bevor ich in den Altenbereich gewechselt und Pflegeheime geleitet habe. Zusätzlich bringe ich Erfahrungen als Erziehungshelfer, in der Begleitung von Adoptivfamilien, als Vortragender am Sozial- und Heilpädagogischen Förderungsinstitut, Supervisor und Coach mit. Nach der kompetenten und herzlichen Aufnahme ins Team von a:pfl, freue ich mich auf meine neue Aufgabe und die damit verbundenen Herausforderungen!



**BERNHARD KANDUTSCH**

Kandutsch Bernhard ist mein Name. Seit Mitte Dezember 2018 bin ich bei a:pfl in den Teams FIPS und Pflegefamilie Plus angestellt und kann Erfahrungen einbringen, die ich in den letzten 26 Jahren in verschiedenen sozialen Bereichen sammeln durfte.

Neben verschiedenen Ausbildungen und Fortbildungen schloss ich 2018 mein Masterstudium Sozialpädagogik mit dem Schwerpunkt Biografiearbeit ab. Eine der Universitätsaufgaben war es, über sich selbst ein Biografie-Buch anzufertigen. Dabei unterstützten mich meine vier Jungs und erfreuten sich schließlich an dem fertigen Lebensbuch.

Ich freue mich bei a:pfl zu arbeiten und Menschen kennen zu lernen, die unterstützend und zum Wohle der Gemeinschaft in der Pflege und Erziehung von Kindern Verantwortung übernehmen, um ein sicheres und geschütztes Aufwachsen für sie zu ermöglichen.



**KATHARINA ZIMMERMANN**

Ich heiße Katharina Zimmermann, bin 36 Jahre alt und Sozialarbeiterin. Aufgewachsen bin ich in einer Kleinstadt in Brandenburg und lebte zuletzt 16 Jahre in Berlin. Letztes Jahr zog ich zu meinem Partner nach Graz und arbeite seit Februar 2019 für a:pfl in den Teams FIPS und Pflegefamilieplus. Davor war ich in Berlin im Wohnungslosenbereich tätig, wo ich Menschen auf ihrem Weg aus der Wohnungslosigkeit in ein neues Zuhause begleitete. Gerne erinnere ich mich auch an mein Praktikum in Irland, wo ich in einer Behindertenwohngruppe in Dublin mitarbeiten durfte. Privat Nähe ich gerne und bin oft und gerne in der Natur.

Ich freue mich auf die für mich neuen Herausforderungen und auf eine gute Zusammenarbeit!

# KINDER MACHEN LEUTE ...

Eine Kolumne von Gisela Fedl

## *Nass, kalt und trotzig*

„Hallo Frau Fedl“, Frau Berger gab mir zur Begrüßung die Hand und schielte nach unten zu meinen Füßen. „Um Himmels Willen!“ stöhnte sie und legte nach „Darf ich Sie etwas fragen?“ Vom Gefühl her musste ich davon ausgehen, dass diese Frage nur vom europäischen Gerichtshof geklärt werden konnte.

„Ja, natürlich... Sie können mich ALLES fragen...“ entgegnete ich und trat aus der Winterkälte ins Vorzimmer (sie wusste von meinen Antworten noch nichts). - „Ist Ihnen in diesen Schuhen nicht etwas kalt... und tragen Sie diese Schuhe ohne Socken?“ und „Schneiden Sie Ihre Hosen selber ab“?

Ich hatte wirklich mit allem gerechnet, aber nicht damit. Alle Antworten, die ich innerhalb einer hundertstel Sekunde (manchmal geht es auch schneller) parat gehabt hätte (der europäische Gerichtshof wäre erblasst vor Neid), konnte ich gleich wieder vergessen (was grundsätzlich meiner Natur sehr entgegen kommt). Ich stammelte verlegen: „Nein, nein, mir ist nicht kalt in den Schuhen und JA ich trage Socken.“ Alles andere wäre doch wirklich unvorstellbar grauslich gewesen. „Meine Hosen schneide ich selber ab, auch das.“

In Wahrheit war ich froh, dass ich die ersten Fragen (ganze drei Stück) des Hausbesuches nun doch nahezu mühe-los beantworten und die Pflegemutter beruhigen konnte. Ein sehr guter Start, wie ich fand! In der Erwachsenenwelt wäre damit eigentlich alles geklärt gewesen. Aber glücklicherweise gibt es Kinder, die machen unser Leben interessanter. Das Thema Schuhe war damit nämlich noch lange nicht erledigt.

Pia schoss um die Ecke, begrüßte mich, sah meine Schuhe und freute sich. Sie sah ihre Mama an. „Warum hast du meine Turnschuhe weggeräumt?“ „Ich mag meine Stiefel nicht.“

Ich sah aus dem Vorzimmerfenster: riesige Berge Schnee türmten sich links und rechts vor der Haustüre. In diesem Moment wollte ich im Schnee... ähm... Erdboden versinken. Viele Erklärungsmodelle schossen mir durch den Kopf, wie beispielsweise „Ich kann mir leider keine anderen Schuhe leisten („Bitte wende dich an meinen Arbeitgeber“ oder „Meine Winterstiefel sind leider kaputtgegangen“, „Ich habe eine Verletzung am Fuß“, „Ich habe eine unheilbare Fußkrankung“... Mir fiel unglaublich, fast unheimlich viel ein. Nur halt wenig Brauchbares. Frau Berger sah mich erwartungsfroh an (sie wusste auch noch nicht, wie miserabel ich unter Druck arbeite).

Letztendlich fasste ich mich, kniete mich hin und erklärte der Sechsjährigen fest und entschlossen „Liebe Pia, ich bin erwachsen, ich ziehe die Schuhe an, die für mich passen. Ich fahre mit dem Auto und sitze in Büros. Dort ist es nicht nass und kalt und da wäre es mir in Stiefeln viel zu warm... Zum Spielen im Schnee würde ich aber unbedingt Winterschuhe tragen...“ (jeder Einzeller würde das verstehen). Stolz auf meine pädagogischen, schlüssigen, ehrlichen Ergüsse erhob ich mich wieder. Für mich war das Thema zum zweiten Mal erledigt. Siegesicher steuerte ich zum liebevoll gedeckten Kaffeetisch. Alles schien ruhig.

Ich hatte ja keine Ahnung ... Pia sah mich an, überlegte und meinte

trotzig: „Mir ist im Schnee auch nicht kalt“. Und im Befehlston ging es weiter: „Mama, hol mir die Turnschuhe aus dem Keller!“ und weiter: „Ich will die Stiefel nicht!“ Letztendlich wurde mit dem Schlusssatz „Ich ziehe die Stiefel sicher nie wieder an“ allen Anwesenden klargemacht, was Sache ist. Die Lage war mehr als akut.

In der Gedankenblase von Frau Berger konnte ich Folgendes lesen „Heute noch rufe ich bei a:pfl an und werde einen Begleiterinnenwechsel fordern. Ich brauche eine Begleiterin, die sich entsprechend der Jahreszeit kleidet und auch damit ein Vorbild für unsere Kinder ist.“ Punkt.

Und ich kann ihr diesen Wunsch auch gar nicht übelnehmen... Nachdem meine Gehirnlähmung etwas nachgelassen hatte, fand ich jedoch Gefallen an der aktuellen Situation. Denn in Wahrheit ging es Pia gar nicht um die Schuhe...

*(Fortsetzung folgt)*



## TERMINE

### **TANZ IN DEN HERBST: „SWING“**

**Eine Kooperation mit der Tanzschule  
Schweighofer**

11.10.2019 von 18:00 – ca. 20:00

**Anmeldungen ab sofort:**

0316/822-433 oder office@pflegefamilie.at

### **FORTBILDUNGEN SEPTEMBER – DEZEMBER 2019**

**Eva Maria Heranig:**

Wie tickt mein Pflegekind – auf den Anfang  
kommt es an...

14.09.2019 (Nitscha) | 05.10.2019 (Graz) |

09.11.2019 (Bruck/Mur) | 30.11.2019 (Mooskirchen)

**Sigrid Pichler:**

Was meine Wut mir sagen will (8 UE)

18.09.2019 (Bruck/Mur)

**Barbara Apschner:**

Gefühlschaos Pubertät

24.09.2019 (Graz)

**Monika Bacher-Neureiter:**

Geschwistervielfalt in Pflegefamilien (8 UE)

26.09.2019 (Liezen) | 17.10.2019 (Bruck/Mur) |

18.10.2019 (Leibnitz) | 19.10.2019 (Graz)

**Armin Fischwenger:**

Qigong für Pflegeeltern (8 UE)

28.09.2019 (Graz) | 16.11.2019 (Nitscha)

**Michaela Holzer:**

Von Wert und Bewertung, Vertrauen und anderen  
„SELBST-„Geschichten

1.10.2019 (Graz) | 03.12.2019 (Bruck/Mur)

**Christoph Kuss:**

Pflegeltern bauen Beziehungen auf (4 UE)

17.10.2019 (Teil 1, Graz)

28.11.2019 (Teil 2, Graz)

**Gundula Ebersperger-Schmidt:**

Was schüchternen Kindern weiter hilft (4 UE)

21.10.2019 (Mooskirchen)

**Alexandra Wakonig:**

Unterstützung für Pflegekinder mit Einschränkun-  
gen. Gesetze und Ansprüche aus der Sozialge-  
setzgebung (4 UE)

29.10.2019 (Bruck/Mur)

**Barbara Schwab-Berger und Elke Schuster:**

Die Chance der Übertragung (4 UE)

25.11.2019 (Bruck/Mur)

**Irmela Wiemann:**

Leben mit vertrauten Menschen – Verwandten-  
pflege als Hilfe zur Erziehung (7 UE)

06.11.2019 (Graz)

**Irmela Wiemann:**

Kontakte zur Herkunftsfamilie – Belastung oder  
Chance?

07.11.2019 (Graz)

**Ingrid Ulrich:**

Eltern sein für Kinder mit unterschiedlichen  
Bindungsmustern (8 UE)

16.11.2019 (Leibnitz)

**Lukas Wagner:**

Die digitale Generation. Aufwachsen in einer  
vernetzten Welt (8 UE)

20.11.2019 (Graz)